

Die Fieberkurve : Wachtmeister Studers zweiter Fall. Teil 1

Autor(en): **Glauser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 14

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669183>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

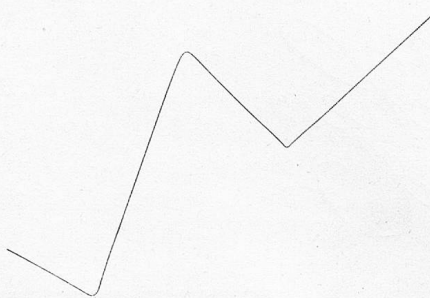
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE FIEBERKURVE



Wachtmeister Studers
zweiter Fall
von Friedrich Glauser

Zur Orientierung des Lesers:

Friedrich Glauser bleibt in seinem Roman «Die Fieberkurve» dem Wachtmeister Studer treu. Hat er doch hier eine Figur geschaffen, die weit mehr ist als bloss «Figur», die sich eben gerade dadurch von den andern berühmt gewordenen Detektivgestalten auszeichnet, dass sich der Leser keinem erklügelten Ausbund von Scharfsinn und Ueberlogik gegenübergestellt findet, sondern einem Mann, dem er sich verwandt fühlen kann, mit dem sich reden lässt, dem Irrtümer unterlaufen können, dem das Herz nicht zu schlagen aufhört, wenn das Gehirn arbeitet, kurz: der bei allem kriminalistischen Berufseifer nie vergisst, Mensch zu sein. Diesem Wachtmeister Studer spielt der Zufall ein geheimnisvolles Schriftstück in die Finger, eine Fieberkurve, und um diese Fieberkurve dreht sich das rätselige Geschehen. Der Roman beginnt in Paris, führt uns nach Basel, nach Bern und schliesslich nach Marokko, welches Land der Autor als Fremdenlegionär aus jahrelanger eigener Anschauung kennenlernte. Wider seinen eigenen Willen gerät Wachtmeister Studer in eine Geschichte hinein, die ihn in ihrem Verlauf immer stärker gefangen hält. Er ergründet mehr mit dem Verstehen eines gütigen Herzens als mit der Logik des scharfen Verstandes die Zusammenhänge, bis sich dann endlich klar herausstellt, was für eine tiefere Bewandnis es mit dieser Fieberkurve hat.

Die Geschichte vom Hellseherkorporal

«Da lies!» sagte Studer und hielt seinem Freunde Madelin ein Telegramm unter die Nase. Vor dem Justizpalast war es finster, die Seine riebs sich glucksend an den Quaimauern, und die nächste Laterne war einige Meter weit entfernt.

«das junge jakobli lässt den alten jakob grüssen hedy», entzifferte der Kommissär, als er unter dem flackernden Gaslicht stand. Obwohl Madelin vor Jahren an der Strassburger Sûreté gearbeitet hatte und ihm darum das Deutsche nicht ganz fremd war, machte es ihm doch Mühe, den Sinn des Satzes zu verstehen. So fragte er:

«Was soll das heissen, Stüdère?»

«Ich bin Grossvater», antwortete Studer mürrisch. «Meine Tochter hat einen Sohn bekommen.»

«Das muss man feiern!» beschloss Madelin. «Und ausserdem trifft es sich günstig. Denn heute

hat mich ein Mann besucht, der mit dem Halbfuhr-Zug in die Schweiz reist und mich gebeten hat, ihn an einem dortigen Kollegen zu empfehlen. Ich hab' ihn auf neun Uhr in eine kleine Wirtschaft bei den „Hallen“ bestellt . . . Jetzt ist es . . .», mit seinen Händen, die in Wollhandschuhen steckten, knöpfte Madelin seinen Ueberzieher auf, dessen Kragen sich von seinem Halse abwölbte, zog eine alte Silberuhr aus seiner Westentasche und stellte fest, dass es acht Uhr sei. «Wir haben Zeit», meinte er befriedigt. Und während ihm die Bise seine ungeschützten Lippen zerriss, tat er einen tief sinnigen Ausspruch: «Wenn man alt wird, hat man immer Zeit. Sonderbar! Geht's dir auch so, Stüdère?»

Studer brummte. Doch wandte er sich brüsk um, denn eine hohe, krächzende Stimme sagte:

«Und ich darf doch auch Glück wünschen? Oder? Unserem verehrten Inspektor? Herzlich Glück wünschen?»

Madelin, gross, hager, und Studer, ebenso gross, nur massiger, mit breiteren Schultern, wandten sich um. Hinter den beiden hüpfte ein winziges Wesen — zuerst wusste man nicht, war es eine Frau oder ein Mann: der lange Mantel fiel bis zu den Knöcheln, das Béret war bis zu den Augenbrauen gezogen, der Wollschal verhüllte die Nase — so dass nur die Augen freibleiben, und auch diese versteckten sich hinter den Gläsern einer riesigen Hornbrille.

«Pass auf, Godofrey!» sagte der Kommissär Madelin. «Dass du dich nicht erkältest! Ich brauch' dich morgen. Die Sache mit Koller ist nicht klar. Aber ich hab' die Papiere erst heute abend bekommen. Morgen musst du sie untersuchen! Es stimmt etwas nicht mit den Papieren des Koller . . .»

«Danke, Godofrey», sagte Studer. «Aber ich lade euch beide ein. Schliesslich, wenn man Grossvater ist, darf man sich nicht lumpen lassen . . .» Und er seufzte.

Das junge Jakobli lässt den alten Jakob grüssen, dachte er. Nun ist man Grossvater und hat die

Tochter also endgültig verloren. Wenn man Grossvater ist, dann ist man alt — altes Eisen. Aber es ist doch eine Glanzidee gewesen, dass man die Flucht ergriffen hat vor der leeren Wohnung auf dem Kirchenfeld und dem unaufgewaschenen Geschirr im Schüttstein. Besonders aber vor dem grünen Kachelofen im Wohnzimmer, den nur die Frau richtig anheizen kann: versucht man es selbst, so raucht und qualmt der Donner wie eine schlechtgewickelte Brissago — und geht aus. Hier in Paris ist man vor solchen Katastrophen sicher. Man wohnt beim Kommissär Madelin, wird mit Achtung behandelt und ist nicht ein «Wachtmeister», sondern ein «Inspektor». Tagelang kann man bei Godofrey hocken, ganz oben, im Laboratorium unterm Dach des Justizpalastes und darf dem Kleinen zusehen, wie er Staub analysiert, Dokumente durchleuchtet. Der Bunsenbrenner pfeift leise, der Dampf in den Heizkörpern lauter, es riecht angenehm nach Chemikalien und nicht nach Bodenöl, wie im Amtshaus z'Bärn . . .

Die Marmortische in der Beize waren rechteckig und mit gerillten Papierservietten gedeckt. Ein schwarzer Ofen stand in der Mitte des Raumes, seine Platte glühte. Die grosse Kaffeemaschine summte auf dem Schanktisch und der Beizer — Arme hatte er, dick wie die Oberschenkel eines normalen Menschen — servierte eigenhändig.

Man begann mit Austern, und Kommissär Madelin ergab sich seiner Lieblingsbeschäftigung. Er hatte, ohne Studer zu fragen, einer 26er Vouvray bestellt, drei Flaschen auf einmal, und er trank ein Glas nach dem andern. Dazwischen schlürfte er schnell drei Austern und kaute sie, bevor er sie schluckte. Godofrey nippt an seinem Glase wie ein schüchternes Mädchen; seine Hände waren klein, weiss, unbehaart.

Studer dachte an seine Frau, die nach Frauenfeld gefahren war, um der Tochter beizustehen. Er war schweigsam und liess Godofrey plappern. Und auch Madelin schwieg. Zwei riesige Hunde — eine magere Dogge und ein zottiger Neufundländer — lassen ruhig und unberührt das Gekläff eines winzigen Foxterriers über sich ergehen . . .

Der Beizer stellte eine braune Terrine mit Kutteln auf den Tisch. Dann gab es bitteren Salat, drei volle Flaschen standen wieder vor den Dreien und waren plötzlich leer, zu gleicher Zeit wie die Platte mit dem zerfliessenden Camembert — er hatte gestunken, aber er war gut gewesen. — Dann öffnete Kommissär Madelin seinen Mund zu einer Rede, wenigstens schien es so. Aber aus der Rede

wurde nichts, denn die Tür ging auf und den Raum betrat ein Mann, der so sonderbar gekleidet war, dass Studer sich fragte, ob man in Paris Fastnacht vor Neujahr feiere . . .

Der Mann trug eine schneeweisse Mönchskutte und auf dem Kopfe eine Mütze, die aussah wie ein riesiger, roter Blumentopf, den ein ungeschickter Töpfer verpfuscht hat. An den Füssen — sie waren nackt, wahr- und wahrhaftig blutt — trug er offene Sandalen; die Zehen konnte man sehen, den Rist; die Ferse war bedeckt.

Und Studer traute seinen Augen nicht. Kommissär Madelin, der Pfaffenfresser, stand auf, ging dem Manne entgegen, kam mit ihm zum Tisch zurück, stellte ihn vor: «Pater Matthias vom Orden der Weissen Väter . . .» — nannte Studers Namen: dies also sei der Inspektor der Schweizerischen Sicherheitspolizei.

Weisser Vater? Père blanc? — Dem Wachtmeister war es, als träumte er einen jener merkwürdigen Träume, die uns nach einer schweren Krankheit besuchen kommen. Luftig und lustig zugleich sind sie und führen uns in die Kinderzeit zurück, da man Märchen erlebt . . .

Denn Pater Matthias sah genau so aus wie das Schneiderlein, das «Sieben auf einen Streich» erlegt hat. Ein spärliches graues Bärtchen wuchs ihm am Kinn, und am Schnurrbart konnte man alle Haare zählen. Mager war das Gesicht! Nur die Farbe der Augen, der grossen, grauen Augen erinnerte an das Meer, über das Wolken hinziehen — und manchmal blitzt kurz ein Sonnenstrahl über die Wasserfläche, die so harmlos den grossen Abgrund verbirgt . . .

Der Pater war hungrig. Schweigsam verzehrte er einen Teller voll Kutteln, dann noch einen . . . Er trank ausgiebig, stiess mit den anderen an. Er sprach das Französische mit einem leichten Akzent, der Studer an die Heimat erinnerte. Und richtig, kaum hatte sich der Weissbekuttete am Essen erlabt, sagte er und klopfte dem Berner Wachtmeister auf den Unterarm:

«Ich bin ein Landsmann von Ihnen, ein Berner.»

«A bah!» meinte Studer, dem der Wein ein wenig in den Kopf gestiegen war.

«Aber ich bin schon lange im Ausland», fuhr der Schneider fort — eh, was Schneider! das war ja ein Mönch! Nein, kein Mönch . . . Ein . . . ein Pater! Ganz richtig! Ein weisser Vater! Ein Vater, der keine Kinder hatte — oder besser, alle Menschen waren seine Kinder. Aber man selbst war Grossvater . . . Sollte man dies dem Landsmann,

dem Auslandschweizer erzählen? Unnötig! Kommissär Madelin tat es:

«Wir feiern unseren Inspektor. Er hat von seiner Frau ein Telegramm erhalten, dass er Grossvater geworden ist.»

Der Mönch schien sich zu freuen. Er hob sein Glas, trank dem Wachtmeister zu, Studer stiess an ... Kam nicht bald der Kaffee? Doch er kam und mit ihm eine Flasche Rum. Und Studer, dem es merkwürdig zumute war — dieser Vouvray! ein hinterlistiger Wein! — hörte den Kommissär Madelin zum Beizer sagen, er solle die Flasche nur auf dem Tisch stehen lassen ...

Neben dem Wachtmeister sass Godofrey, der, wie viele kleine Menschen, übertrieben elegant gekleidet war. Aber das störte Studer nicht weiter. Im Gegenteil, die Nähe des Zwergleins, das eine wandelnde Enzyklopädie der kriminalistischen Wissenschaft war, wirkte tröstend und beruhigend. Der weisse Vater hatte seinen Platz an der anderen Seite des Tisches, neben Madelin ...

Und dann war Pater Matthias mit Essen fertig. Er faltete die Hände vor seinem Teller, bewegte lautlos die Lippen — seine Augen waren geschlossen; er öffnete sie wieder, schob seinen Stuhl ein wenig vom Tisch ab, schlug das linke Bein über das rechte — zwei sehnige, behaarte Waden kamen unter der Kutte zum Vorschein. Er sagte: «Ich muss notwendig in die Schweiz, Herr Inspektor. Ich habe zwei Schwägerinnen dort, die eine in Basel, die andere in Bern. Und es ist gut möglich, dass ich in Schwierigkeiten gerate und die Hilfe der Polizei brauche. Würden Sie dann so freundlich sein und mir beistehen?»

Studer schlürfte seinen Kaffee und fluchte innerlich über Madelin, der das heisse Getränk allzu ausgiebig mit Rum gewürzt hatte; dann blickte er auf und erwiderte (auch er bediente sich der französischen Sprache):

«Die Schweizer Polizei beschäftigt sich sonst nicht mit Familienangelegenheiten. Um Ihnen helfen zu können, müsste ich wissen, worum es sich handelt.»

«Das ist eine lange Geschichte», sagte Pater Matthias, «und ich wage kaum, sie zu erzählen, denn Sie alle», seine Hand machte eine kreisförmige Bewegung, «werden mich auslachen.»

Godofrey protestierte höflich mit seiner Papageienstimme. Er nannte den Mönch «Mein Vater» — «mon père», was Studer aus unerfindlichen Gründen äusserst komisch fand. Er lachte in seinen Schnurrbart hinein, prustete weiter, während er

die wieder gefüllte Tasse zum Munde führte, und liess das Prusten, um nicht Anstoss zu erregen, in ein Blasen übergehen — so als ob er den heissen Kaffee abkühlen wollte ...

«Haben Sie sich je», fragte Pater Matthias, «mit Hellsehen beschäftigt?»

«Kartenlegen? Kristallsehen? Telepathie? Kryptomnesie?» Godofrey leierte die Fragen ab wie eine Litanei.

«Ich sehe, Sie sind auf dem laufenden. Haben Sie sich viel mit diesen Dingen beschäftigt?»

Godofrey nickte. Madelin schüttelte sein Haupt, und Studer sagte kurz: «Schwindel.»

Pater Matthias überhörte das Wort. Seine Augen waren in die Ferne gerichtet — aber die Ferne, hier in der kleinen Beize, war der Schanktisch mit seinem glänzenden Perkolator. Der Patron sass dahinter, die Hände über dem Bauch gefaltet und schnarchte. Die vier am Tisch waren seine einzigen Gäste. Das Leben in seiner Beize begann erst gegen zwei Uhr, wenn die ersten Karren mit Treibgemüse eintrafen ...

«Ich möchte», sagte der Weisse Vater, «Ihnen die Geschichte eines kleinen Propheten erzählen, eines Hellsehers, wenn Sie ihn so nennen wollen, denn dieser Hellseher ist daran schuld, dass ich mich hier befinde, anstatt die kleinen Posten im Süden von Marokko abzuklopfen, um dort für die verlorenen Schäflein der Fremdenlegion Messen zu lesen ...

«Wissen Sie, wo Géryville liegt? Vier Stunden hinterm Mond, genauer gesagt in Algerien, auf einem Hochplateau, siebzehnhundert Meter über dem Meeresspiegel, wie es die Inschrift auf einem Stein verkündet, der inmitten des Kasernenhofes steht. Hundertvierzig Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt. Die Luft ist gesund, darum hat mich der Prior dort hinauf geschickt im September vorigen Jahres, denn ich habe schwache Lungen. Es ist eine kleine Stadt, dieses Géryville, wenig Franzosen bewohnen sie, die Bevölkerung besteht zum grössten Teil aus Arabern und Spaniolen. Mit den Arabern ist nicht viel anzufangen, sie lassen sich nicht gerne bekehren. Sie schicken ihre Kinder zu mir — das heisst, sie erlauben, dass die Kleinen zu mir kommen ...

«Auch ein Bataillon der Fremdenlegion lag dort oben. Die Legionäre besuchten mich manchmal; mein Vorgänger hatte eine Bibliothek angelegt — und da kamen sie denn: Korporäle, Sergeanten, hin und wieder auch ein Gemeiner, schleppten Bücher fort oder rauchten meinen Tabak. Manch-

mal empfand einer meiner Besucher das Bedürfnis zu beichten ... Es gehen seltsame Dinge vor in den Seelen dieser Menschen, ergreifende Bekehrungen, von denen jene keine Ahnung haben, welche die Legion für den Abschaum der Menschheit halten.

«Gut ... Kommt da eines abends ein Korporal zu mir, der kleiner ist als ich; sein Gesicht gleicht dem eines verkrüppelten Kindes, traurig und alt ist es ... Er heisse Collani, stockt und beginnt dann fieberhaft zu sprechen. Es ist keine regelrechte kirchliche Beichte, die der Mann ablegt. Einen Monolog hält er eher, ein Selbstgespräch. Allerlei muss er sich von der Seele reden, was nicht zu meiner Geschichte gehört. Er spricht ziemlich lang, eine halbe Stunde etwa. Es ist Abend und eine grünliche Dämmerung füllt das Zimmer; sie kommt vom dortigen Herbsthimmel, der hat manchmal so merkwürdige Farben ...»

Studer hatte die Wange auf die Hand gestützt, und so gespannt lauschte er der Erzählung, dass er gar nicht merkte, wie er sein linkes Auge arg verzog: schief sah es aus und geschlitzt, wie das eines Chinesen ...

Das Hochplateau! ... Die weiten Ebenen! ... Das grüne Abendlicht! ... Der Soldat, der beichtet! ...

Es war doch etwas ganz anderes als das, was man tagtäglich sah! Fremdenlegion! Der Wachtmeister erinnerte sich, dass auch er sich einmal hatte engagieren wollen, zwanzig Jahre war er damals alt gewesen, wegen eines Streites mit seinem Vater ... Aber dann war er — um die Mutter nicht zu betrüben — in der Schweiz geblieben, hatte Karriere gemacht und es bis zum Kommissär an der Berner Stadtpolizei gebracht. Später war jene Bankgeschichte passiert, die ihm das Genick gebrochen hatte. Und auch damals war wieder der Wunsch in ihm aufgestiegen, alles stehen und liegen zu lassen ... Doch da war seine Frau, seine Tochter — und so gab er den Plan auf, fing wieder von vorne an, geduldig und bescheiden ... Nur die Sehnsucht schlummerte weiter in ihm: nach den Ebenen, nach der Wüste, nach den Kämpfen. Da kam ein Pater und weckte alles wieder.

«Er spricht also ziemlich lange, der Korporal Collani. In seiner resedagrünen Capotte sieht er aus wie ein erholungsbedürftiges Chamäleon. Er schweigt eine Weile, ich will schon aufstehen und ihn mit ein paar tröstenden Worten entlassen, da beginnt er plötzlich mit ganz veränderter Stimme, rau und tief klingt sie, so, als ob ein anderer aus

ihm rede, und die Stimme kommt mir sonderbar bekannt vor:

«„Warum nimmt Mamadou das Leintuch vom Bett und versteckt es unter seiner Capotte? Ah, er will es in der Stadt verkaufen, der gemeine Hund! Und ich bin für die Wäsche verantwortlich. Jetzt geht er die Treppen hinunter, quer über den Hof zum Gitter. Natürlich, er wagt sich nicht an der Wache vorbei! Und am Gitter wartet Bielle auf ihn, nimmt ihm das Leintuch ab. Wohin will Bielle? Aha! Er läuft zum Juden in der kleinen Strasse ... Er verkauft das Leintuch für einen Duro ...“»

«Ein Duro», erklärte Madelin, «ist ein Fünffrankenstück aus Silber ...»

«Danke», sagte Pater Matthias und schwieg. Er griff unter den Tisch, beschäftigte sich mit seiner Kutte, die irgendwo eine tiefe Tasche haben musste, und förderte aus ihr zutage: ein Nastuch, ein Vergrößerungsglas, einen Rosenkranz, eine aus roten Lederstreifen geflochtene Briefftasche und endlich eine Schnupftabaksdose. Aus dieser nahm er eine gehörige Prise. Dann schneuzte er sich laut und trompetend, der Beizer hinter dem Schanktisch schreckte auf, der Weisse Vater aber fuhr fort:

«Ich sagte zu dem Mann: „Collani! Wachen Sie auf, Korporal! Sie träumen ja!“ — Aber er plappert weiter: „Ich will euch lehren, militärisches Eigentum zu verquanten! Morgen sollt ihr Collani kennenlernen!“ — Da packe ich den Korporal an der Schulter und schüttle ihn gehörig, denn es wird mir doch unheimlich zumute. Er wacht wirklich auf und sieht sich erstaunt um. „Wissen Sie, was Sie mir erzählt haben?“ fragte ich. — „Doch“, erwiderte Collani. Und wiederholt mir, was er in der Trance, so nennt man doch diesen Zustand?»

«Sicherlich!» schob Godofrey eifrig ein.

«... was er mir in der Trance erzählt hat. Darauf verabschiedet er sich. Am nächsten Morgen um acht Uhr — sehr klar war der Septembertag, man sah die Schotts, die grossen Salzseen, in der Ferne funkeln — tret' ich aus dem Haus und stosse mit Collani zusammen, der vom Fourier und vom Hauptmann begleitet ist. Hauptmann Pouette erzählt mir, Collani habe ihm gemeldet, dass seit einiger Zeit Leintücher verschwänden. Und Collani kenne sowohl die Diebe als auch den Hehler. Die Diebe seien schon eingesperrt, nun komme der Hehler an die Reihe. — Collani sah aus wie ein Quellensucher ohne Wünschelrute. Seine Augen blickten starr, doch war er bei vollem Bewusstsein. Nur drängte er vorwärts ...